

Mit der hier erfolgten ganz expliziten Annahme der von Michel Foucault ausgegebenen Herausforderung archäologische und genealogische Untersuchungen zu betreiben, „um aus der Geschichte für die Gegenwart zu lernen“, und dem Anschluss an aktuelle Versuche dieses Foucault'sche Erbe auszubauen, wie es durch Paul Rabinow, Philipp Sarasin, Stefan Rieger oder – dem in Deutschland noch wenig, in Amerika um so mehr bekannten – Arnold Davidson erfolgreich und hellstichtig vorgelegt worden ist, stellt sich die „methodische Frage“ kaum mehr auf einem nur oberflächlichen Niveau. Dass es sich um eine diskursanalytische Vorgehensweise handeln muss ist deutlich genug und damit ist die Einhegung des Themas im Rahmen qualitativer Methoden die für eine historische Untersuchung nutzbar zu machen sind vorgegeben. Dass entledigt aber nicht einer weiteren Diskussion der Einordnung der Methoden.

Orientierung zwischen Fach- und Methodengrenzen und Problematiken

Es ist ja deutlich, dass sich das vorgeschlagene Forschungsprojekt nicht als rein historisch, rein soziologisch, oder rein philosophisch beschreiben lässt. Damit scheinen auch Unterkategorisierungen als normatives oder programmatisches Label, wie etwa sozial- oder wissenschaftshistorisch, medien- oder wissenssoziologisch, Wissenschaftsphilosophie oder „postanalytische Philosophie nach dem performative turn“ nicht zu taugen. Allerdings machen diese bewusst gewählten Unterkategorien deutlich, dass es eben doch so etwas wie einen Rahmen zu geben scheint, der jedoch nicht auf die klassische Einordnung in eine Disziplin und deren originäres Methodenset fallen kann. Schnell, aber wohl auch zu schnell, würde man sich sicherlich auf die Sprachformel von der *Interdisziplinarität* einigen können. Eine Formel zu der für Lehre und Forschung immer wieder auf-, diese dann aber nicht immer eingefordert wird und deshalb manchmal zur leeren Worthülse wird, was sich in den Feuilletondiskursen zum Exzellenzgedanken und Wissenschaftsförderung in den grossen Frankfurter Zeitungen Ende 2009 und Anfang 2010 auch durch entsprechende Kritik niedergeschlagen hat. Wie bedeutsam und gleichzeitig unzulänglich *Interdisziplinarität* als Metapher sein kann ist jüngst in einem von Uwe Voigt et al herausgegeben Sammelband (2010) aufgezeigt und kontrovers diskutiert worden. Gerade am Beispiel Foucault lässt sich argumentieren, dass solche Metaphern nicht immer tragen. Obwohl Foucault disziplinäre Grenzen überschritten hat, hätte er mit dem gegenwärtigen *Interdisziplinaritätsbegriff* wenig anzufangen vermocht. Zu sehr war Foucault an den Objekten seiner Studien orientiert, die man allgemein und summarisch als Problematiken identifizieren kann, als dass er bewusst disziplinäre Grenzen überschritten hätte. Es ist dieser Gedanke der *Bewusstheit*, der die Interdisziplinarität von den Methodenleistungen Foucaults trennt, auf die hier Bezug genommen wird und die Hubert Dreyfus und Paul Rabinow in ihrem epochemachenden Buch *Zwischen Strukturalismus und Hermeneutik* als interpretative Analytik bezeichnet haben.

Anstatt für das vorgeschlagene Projekt und die zum Einsatz kommenden methodischen Überlegungen das Label *interdisziplinär* zu verwenden, das der eine Gutachter als Auszeichnung von Güte der andere als Auszeichnung von Oberflächlichkeit und versuchter Gefälligkeit empfinden kann – je nach dem wie die jeweilige Person die Verwendung der Metapher erlernt und kennengelernt hat -; stattdessen sei hier also eine Alternative Überlegung erlaubt, die an sich auch nicht neu ist, denn man findet sie mindestens in der Weber'schen Wissenschaftslehre diskutiert, die aber heute seltenst so breit genutzt wird. Die vorgeschlagene Unterscheidung speist sich zusätzlich zu ihren klassischen Varianten aus dem von John Searle im Anschluss an G.E.M Anscombe häufig genutzten Gedanken der „direction of fit“, und findet sich in den Begriffen Disziplinentorientierung und Problemorientierung der Forschung wieder. Verkürzt auf den hier zur Verfügung stehenden Platz soll das heißen, dass im Bezug auf disziplinentorientierte Forschung ausgehend von einem eng eingegrenzten und ausdefinierten Theorie- und Methodenbestand, die „Wirklichkeit“ betrachtet und analysiert wird und in dem so vorgegebenen Theorie und Methodenrahmen, wie deren Selektionskriterien und Konventionen ein Untersuchungsgegenstand formuliert, isoliert und definiert wird. Die *direction of fit* ist hier deutlich: *Reality is made to fit the method*.

Problemorientierte Forschung stösst, genau anders herum, auf einen problematisch gewordenen Sachverhalt – egal ob zum gegenwärtigen oder einem historischen Zeitpunkt – und versucht diesen dem Gegenstand angemessen zu beschreiben und zu verstehen. Dabei kann problemorientierte Forschung keine Rücksicht auf Disziplinengrenzen nehmen, denn: *Method should fit reality (as best as possible)*. Dass darf aber keinesfalls heissen das Problemorientierung als Entschuldigung für Willkür und *Anything goes* erhalten kann, denn

wissenschaftliches Vorgehen braucht Begründungen sowohl disziplinerorientierterseits wie problemorientierterseits.

Wissenschaft ist nämlich weder in der Forschungsfinanzierung noch in der Methoden- oder der Problemwahl, ein Selbstbedienungsladen, wie von einigen Kritikern häufiger polemisiert wird.

Das Projekt das hier skizziert ist gehört also, den obig angeführten thematischen Begründungen gemäß, eindeutig in den Bereich der problemorientierten Forschung, was die Methodenwahl kompliziert, da die zu untersuchenden *Daten*, wie gezeigt, erstens von unterschiedlicher Qualität und zweitens aus dem *Archiv* zu bergen sind.

Der menschliche Körper in Amerika im 19. Jahrhundert, seine Darstellung und seine Praktiken, sind archiviert in Formen textlicher Beschreibung, gezeichneter Bilder, Photographien, Malereien, in medizinischen Lehrmaterialien, ja selbst in medizinischen Instrumenten für Experiment oder Behandlung sind Vorstellungen und Praktiken über den Körper gespeichert. Praktiken als körperliche Inszenierungen finden in unterschiedlichen lebensweltlichen Kontexten statt zu denen Kulturleistungen, Alltag, Wissenschaft jeweils unterschiedlich beitragen konnten ohne ihre historische Spezifität und ihr Lokalkolorit preisgeben zu müssen. Das verlangt dem Forscher methodische „Offenheit bei Klarheit“ ab. Es kann also nicht darum gehen, den Problembereich *nur* unter der Brille des symbolischen Interaktionismus oder der Systemtheorie zu sehen, noch darum allein visuelle Soziologie zeitgenössischer Photographie oder *nur* Oevermann'sche Feinstrukturanalyse von Hygienepamphleten zu betreiben.

Problemorientierung auf die obig skizzierten Fragen zum Thema des Körpers in Amerika des neunzehnten Jahrhunderts heißt: In der Methodendiskussion der Paradigmen, Schulen und Theorien als Bestandsaufnahmen und „negative Instruktion“ nutzen, durch die eine grobe Landkarte der Territorien, die sich der Natur der Sache gemäß nicht beschreiten lassen werden, gezeichnet werden kann. Dabei wird man automatisch die Tragweite von Begriffen wie Objektivität oder Angemessenheit für die anzuwendenden Methoden erschliessen können.

Es können, folgerichtig, auch vorweg keine detail-genauen oder peinlich konkreten Angaben gemacht werden welches Material das einzelne Archiv herzugeben vermag und was genau als Methodeninstrument darauf passend anzuwenden sei. Nur ein skizzenhafter Rahmen darf überhaupt vorgegeben werden, will man das Material nicht von vorne herein mit theoretischen Annahmen überfrachten.

Ziel der folgenden Darstellung, für die wir die *direction of fit* derart vorgegeben haben ist es also nicht zu sagen was zur Anwendung kommt, sondern in welchem Rahmen wir die jeweilige Mittelwahl in der späteren praktischen Umsetzung des Projektes werden begründen können und auch müssen, ohne dabei in die Defensive gegenüber einer Polemik zu geraten.

Interpretative Analytik und Regime der Produktion von Wissen und Wahrheit

Wie mehrfach angeführt sieht sich das Projekt in Folge aber auch in der Erweiterung der Arbeiten von Michel Foucault. Seine Arbeiten zur Geburt der Gesundheitspolitik, der Biomacht, und der Sozialmedizin stehen Pate für die Themenwahl, die gleichzeitig den Anschluss an die einschlägigen Arbeiten von Philipp Sarasin, Anson Rabinbach, Arnold Davidson, oder Nikolas Rose, u.a., erlaubt.

In Anlehnung an Foucault und neuerdings Sarasin wird der Körper und die Voraussetzungen für das Entstehen eines gesellschaftlichen (inclusive des kulturellen und wissenschaftlichen) Verhältnisses und dem in Wechselwirkung hierzu stehenden Selbstverhältnisses zum Körper, seinen Repräsentationen und seinen Techniken als Problematik zum Thema gemacht, das in den Ermöglichungsbedingungen der Aussagen „Ich habe einen Körper“ und „Dies ist mein Körper“ manifestiert ist.

Anders als die Genannten, bzw. als Ergänzung zu deren Arbeiten ist der Fokus nicht auf das kontinentale Europa gerichtet sondern auf Amerika im 19. Jahrhundert. Das Vorhaben ist um die Pointe erweitert, dass gezeigt wird, dass die als angeblich neuartig und auf der Informationsrevolution beruhende gegenwärtige Konstruktion der Körperverhältnisse, die als fragmentarisch, polymorph, multipel oder und vor allem virtualisiert beschrieben wird, bereits im 19. Jahrhundert in diesen Denkfiguren und Rationalitätsstilen auffindbar ist. Damit würde eine gängige These umgedreht und gezeigt dass die Emergenz und die soziale Akzeptanz der Informationstechnologien und der sogenannten Informations- und Wissensgesellschaft nicht Auslöser sondern Resultat der unter dem Stichwort *Virtualisierung* zu verbuchenden Transformationsprozesse ist, welche im 19. Jahrhundert (in Amerika), wenn nicht gar ihren Ursprung, so mindestens eine Blütezeit haben.

Das Unternehmen ist damit als eine Form der Diskursanalyse vorgezeichnet und ,wie gesagt, als eine

interpretative Analytik, in der das oftmals und konfliktreich diskutierte Verhältnis zwischen archäologischer und genealogischer aufgehoben wird, indem die beiden als einander ergänzende Methoden verstanden werden, wodurch sich auch der Auftrag der interpretativen Analytik als Versuch einer dialogorientierten Bildkorrektur der politischen Kritik ergibt, den David Owen (2003) hervorgehoben und die Thomas Schäfer (1995) als Ermöglichungsbedingungen einer reflektierten Vernunft diskutiert hat (siehe auch: Stingl 2009). Zum zweiten muss auf eine Unterscheidung Rücksicht genommen werden, die bei Foucault seit seinen frühen Werken stets mitschwingt, die aber kaum explizit von ihm klar zum Ausdruck gebracht worden ist, bei den wenigen Gelegenheiten dann allerdings von immenser Bedeutung, wie in Foucaults Auseinandersetzung mit der Kritik Derridas an Foucault's Descartes Interpretation zur Differenz von Traum und Wahn. Die Unterscheidung der beiden Formen der Diskursanalyse lautet: Analyse eines Diskurses und diskursive Analyse.

Ohne hier an dieser Stelle auch nur annähernd auf die genauen Umstände und Hintergründe dieser Unterscheidung oder gar deren eigenartige Ausdifferenzierung in der Auseinandersetzung Foucaults mit Derrida eingehen zu können, sei hier etwas eklektizistisch zusammengefasst, dass der Unterschied im Gegenstand und Zeitbezug besteht:

Analyse des Diskurses meint jene Form der Diskursanalyse deren Gegenstand der Diskurs und seine zeitübergreifende Transformation selbst ist. Als Beispiel kann der Hygienediskurs herhalten, dessen Entstehung, Transformation und Wirkung auf die Möglichkeit der Erstellung und der Akzeptanz von Aussagen und Praktiken von Philipp Sarasin in seinem Buch *Reizbare Maschinen* exemplarisch gezeigt worden ist.

Diskursive Analyse bedeutet in Bezug auf eine bestimmte Aussage oder Praktik zu einem bestimmten Zeitpunkt diese als diskursiven Gegenstand (in positivistischer Stimmung verwendete Foucault zuweilen hierfür den Begriff *Tatsache*) auf ihre Entstehungsbedingungen, Vor- und Begriffsgeschichte, und den Diskurs in dem sie stattfindet zu befragen. Der Plan Benthams für das Panopticon oder das Dokument des „Falles Pierre Rivière“ sind hierfür geeignete Beispiele.

Quer dazu steht die Unterscheidung, das Archäologie das Verfahren ist, mit dem „lokale Diskursivitäten“ analysierbar werden, und Genealogie die Methode durch die deren Verwobenheit in den grössen sozial-historischen Prozess, den man auch den Prozess der Macht oder des Komplexes von Macht-Wissen-Wahrheit nennen darf, verständlich und kritisierbar werden.

Keine dieser Analyseformen ist bei Foucault in Reinform zu haben, sondern immer nur ein informelles Gerüst, das der Offenheit und Klarheit dienen soll, was sich durch die für Foucault gültige Forderung der Problemorientierung ergibt. Auch dem hier vorgelegten Forschungsprojekt dienen diese Vorgaben als Anhaltspunkt um sich jeweils über die „Natur“ des jeweiligen untersuchten Objektes klar zu werden und entsprechend die Methodenanpassung vorzunehmen.

So wären bei der Analyse einer Photographie andere methodische Aspekte zu beachten, als etwa bei einem Gemälde, das eine anatomische Untersuchung zeigt. Allein die Objektivitätskriterien für Darstellungsformen, bzw. deren historische Transformation, die unlängst Peter Galison und Lorraine Daston (2008) sehr detailliert diskutiert haben, sind zu bedenken- Gleiches gilt für ein Pamphlet mit Anweisungen zur täglichen Hygiene im Vergleich zu einem Buch über die Geschichte der sogenannten Rassenhygiene (hierzu: Martin Stingelin ed. 2003).

Bereits durch die Gewahrmachung der offensichtlichen Aspekte wie Adressaten, Produzent (Intentionen, Vorwissen, Auftrag, etc.), Diskurs, eingeschriebene Praktiken, (Körper-) Haltungen, &c., verschiebt sich das untersuchte Objekt im Untersuchungsrahmen interpretativer Analytik immer wieder, und pendelt zwischen dem Problem ob wir uns fragen müssen was durch das Objekt beschrieben wird, wie die Beschreibung entstanden ist, oder welche Wirkungen und Wahrheiten im Anschluss an sie produziert wurden.

Als Auswege innerhalb solcher Problemlagen stellt etwa Paul Rabinow (2004) Begriffe des Equipment und der Assemblage, Bruno Latour die des Actor-Network (2006) und des assembly bereit, um daran zu erinnern das die Gegenstände der Untersuchung immer beidseitig offen sind, d.h. einerseits immer schon Resultat als auch Resultate erzeugend sind, andererseits hinsichtlich der Bedeutsamkeit (bei Whitehead: Importance, bei Schuetz: Relevanz) menschenabhängig, gleichzeitig aber in einem menschenunabhängigen wechselseitig offenen Verhältnis zur ihrer Umwelt stehen.

Deshalb ist Wissen, wenn es gegenstandskonstituierend zur Anwendung gekommen ist wodurch es sozusagen auch aus dem Archiv herausgreifbar wird immer auch – im Sinne des frühen Pragmatismus bei James – zur Wahrheit geworden. Aber eben im Sinne eines Mikroklimas, d.h. nicht beliebig aber dennoch plastisch.

In Anlehnung an den Diskurs von Kant, Wundt, Weber, Sombart, Schumpeter und Jaspers über die Frage der Bedeutung von Syntheseleistungen, seine die beiden Aspekte der „schöpferischen Synthese“ und der

„schöpferischen Zerstörung“ umgewandelt in zwei Formen der Selektionsleistung, nämlich im positiven der Ermöglichungsbedingungen (an anderer Stelle als *enablements* bezeichnet) und der negativen Selektion, bzw. Exklusionskriterien (anderswo: *constraints*). Es geht hierbei um die Faktoren aus denen heraus garantiert werden muss, dass Fortschritt und Entwicklung (bzw. Evolution) stattfinden können und zugleich Anschlussfähigkeit an Vorhergehendes und Umliegendes hergestellt wird; auf soziologische Terminologien rekurrierend geht es dabei u.a. eben auch um die Rolle die Wissen und Wahrheit für die holistische Vermittlung innerhalb der Probleme von *agency* versus *structure* bzw. das Struktur/Semantik-Problem, und anthropologisch das Problem Kreativität und Spontaneität versus Ritual und Institution spielen. Diese Überlegungen helfen bei der Einordnung der Methoden und Beschreibungsweisen für die in die Untersuchung einbezogenen Objekte (Texte, Instrumente, Gegenstände und Bilder), womit jedem Objekt eine Rolle als Objekt des „Handelns in und durch Semantiken“ (anderswo: *semantic agency*) zugeordnet werden kann, welches einen Bedeutungshorizont mitführt und durch Benutzung (=Handlungen oder Verhalten) Einschreibung in andere Bedeutungshorizonte vollzieht. Die Rekonstruktion dieser Bedeutungshorizonte und der Ein- und Umschreibungsweisen ist es also die wir für die Körperkonstruktionen, -repräsentationen, und -techniken, zu bewerkstelligen haben.

Anbindung an Traditionen und Paradigmen qualitativer Forschung

Was wir damit für Untersuchungsobjekte, auch für die historischen unter ihnen, leisten müssen, ist eine (möglichst) „dichte Beschreibung“ im Sinne von Geertz (1973), um die verschiedenen „Geschichten in die sie verstrickt sind“ zu erfassen und analytisch entschlüsseln zu können. Damit wird im Sinne von Mieke Bals narratologischen Methoden die Erstellung von lokalen und situativen Mini-Theorien möglich, die die Anschlüsse des Objektes an seine Umwelten einbeziehen und somit die von Sacks (1992) und anderen angeführte Kritik der an Geertz diagnostizierten Konzentration auf „interessante Fälle“ und „schöne Daten“ entkräften kann, da eben nicht der Gegenstand sondern die Anschlüsse und Veweisungsmöglichkeiten im Vordergrund stehen, die zu ebenso „interessante“ wie „uninteressanten“ Spuren führen, die gleichermaßen Teil unserer Arbeit sind. Diese Form des *kontextbezogenen* und *situationsspezifischen* Vorgehens hat durchaus Lehren aus der ethnoanalytischen Schule Züricher Provenienz gezogen (vgl. Reichmayr 1995) im dem auf die Idee der Objektivität nicht verzichtet aber eben ein überzogener Objektivitätsanspruch aufgegeben wird, um nicht nur der Plastizität von Wissen und Wahrheit Rechnung zu tragen, sondern auch weil diese Plastizität Anschluss- und Vergleichsbedingung zwischen dem historisch fernen Gegenstand und der aktuellen Konzeption des Gegenstandes, des Körpers, herstellt. Die historische Entfernung macht die vergangene Gesellschaft zur uns fremden Kultur zu der wir uns in Selbstreflexion als Forscher zu besinnen haben ohne dabei sowohl die Fremderfahrung mit Selbsterfahrung zu verwechseln oder die Unmöglichkeit des Verstehens überhaupt postulieren, sondern uns auf die Prozesshaftigkeiten besinnen in die die Objekte eingelassen sind und deren Prozesscharakter rekonstruierbar erscheint.

Prozesshaftigkeiten im Rahmen einer Situation heißt, dass unsere Mini-Theorien im Goffmann'schen Sinne mikro-funktionale Analysen sein müssen, denn die obig beschriebene beidseitige Offenheit schliesst, wenn man das Untersuchungsobjekt als Verhaltensausdruck auffasst, Goffmann's Gedanken mit ein, dass diese Form der Analyse „Aufschluss über die Rolle des einzelnen Verhaltenselements im Strom des Vorausgehenden, gleichzeitig ablaufenden und nachfolgenden Verhaltens bietet“ (1981: 107).

Dabei wird die Untersuchung der Prozesshaftigkeit im Goffmann'schen und ethnoanalytischen Sinne auch mit der Oevermann'schen objektiven Hermeneutik gesehen, weil dies ja heisst dass die Verhaltenselemente in die „uninteressanten“ normalen und sequenzartigen Abläufe eingebettet sind, welche durch eine „interessante“ Störung unterbrochen werden, wodurch eben nicht „schöne Daten“ (Sacks) produziert werden, sondern die als selbstverständlich und uninteressant erachteten Normalitäten erst explizit sicht- und analysierbar aufflackern.

Dies gilt etwa exemplarisch für die Störung die ein Hygiene-Pamphlet darstellt, denn es wird auf den Normalfall der Nichtbeachtung einer Hygienevorschrift hingewiesen, und zwar ausgerechnet in dem Augenblick in dem die Hygienevorschrift selbst erst konstituiert wird.

Dieser Vorgang erweitert die Einsicht, die Norbert Elias in seinem *Zivilisationsprozess* anhand von Benimmbüchern aufgezeigt hat um die Dimension der Konstitutionsbedingungen einer Autogenese der Vorschrift¹ und ihrer Verletzung. Nur über das Interessante schliesst sich das Uninteressante auf, und nur in dichter Beschreibung dieser Wechselbeziehung werden die Mechanismen und Funktionen sichtbar die als *Normalisierungsprozesse* und *-prozeduren* gelten können und aus dem einstmalen Interessanten das

¹ D.h. als es das „Zähneputzen“ noch nicht gab konnte ja auch keiner wirklich die Hygienevorschrift verletzen. Die Normativität der Vorschrift und die Konstitutionsbedingung des Zähneputzens als Akt und als Vorschrift entstehen gemeinsam. Nur die registrierte Norm ist auch verletzbar. Und nur in der Verletzung wird sie für uns sichtbar.

Uninteressante erst haben werden lassen. Das Normale und seine Prozeduren in den Blick nehmen heißt natürlich auch *Ethnomethodologie*, ganz besonders deshalb weil der Körperbezug und das Alltagshandeln untrennbar verbunden sind. Es geht also nicht um die kulturellen Normen und Werte, womit sich nach Garfinkel die klassische Interpretation der strukturfunktionalistischen Theorie und ihrer angenommenen *Körperlosigkeit* ausschliesst, die allgemein mit dem Namen Talcott Parsons verbunden wird.

Stattdessen geht es eben um die alltäglichen Praktiken durch die „der Körper zum Körper wird“: Dies bedeutet, zur Illustration, für den der morgens aufsteht, sich die Zähne putzt und erst mit dem Frischegefühl in seinem Munde den Körper als „wohnlich“ und damit erst als selbstverständlich in den Hintergrund verschieben kann etwas anderes als für den Arzt der den Körper des Patienten zum kranken oder gesunden Körper oder Körperteil macht. Und doch stehen beide Beispiele in praktischen Wechselverhältnissen miteinander, wofür die Hygienevorschrift des Zähneputzens ein Beispiel ist, da das Körpergefühl bevor es so etwas wie Zähneputzen und Zahnärzte gab eben nur bedingt vergleichbar ist mit dem Körpergefühl und den Körperpraktiken nach der Einführung der Mundhygiene. Einwohnen in den Körper ist praxisabhängig und Praktiken des Körpers sind, in einem Sloterdijk'schen Sprachgestus, Möblierungen, die den Körper wohnlicher gestalten, und die sowohl funktional und/oder schmückend sein können.

Auch die Ethnomethodologie ist in der Lage der situations- und kontextgebundenheit des Untersuchungsobjektes und der –methoden, wie obig skizziert, Rechnung zu tragen in Garfinkels „unique adequacy requirement“. Dabei werden aber keine Mindeststandards an Objektivität oder Validität, &c., aufgegeben, denn schließlich orientiert sich die Analyse an Verhaltensausdrücken die in Interaktionen gebraucht wurden, wodurch die von Norman K. Denzin (vor allem in jungen Jahren) im Anschluss an Blumer und den symbolischen Interaktionismus geäußerten Forderungen durchaus beachtet werden und der „Gesellschaftlichkeit“ des sich in Verhalten ausdrückenden und durch diese Ausdrücke als solches hervorgebrachten Selbstes samt seines/ihres Körpers Rechnung getragen wird.

Dem späten Denzin ist, mit der von Foucault ausgehenden „reflexiven Vernunft“ als politischer Kritik, Recht gegeben indem die (dialektische) Beziehung zwischen Narration und Theorie immer schon ein politisches Handeln impliziert.

Dies führt aber letzten Endes dazu, dass wir festhalten müssen, dass sich die Methoden nicht nur am Einzelnen zu untersuchenden Objekt ausrichten müssen, sondern die Objekte immer wieder neu zu betrachten sind, je mehr sich der Kontext durch andere Objekte zu erschliessen beginnt. Diese „Dialektik“ von Archäologie und Genealogie ist dann aber zugleich der Versuch die pragmatisch ausgerichtete Idee der *grounded theory* als geschichtswissenschaftlich fruchtbar zu machen. Durch deren repetitive „mikroskopische Analyse“ werden Bedeutungshorizonte erschlossen, die die „Konzept- und Theoriebildung vorantreiben“ (Anselm Strauss in Flick et al 2000: 38f.).

Auf diese Leitgedanken der qualitativen Methoden muss stetig in der Anwendung von Text und Bildanalyse Rückbezug genommen werden. Kleine Textanalysen und Bildanalysen dürften sich mit Oevermanns aufwendiger Feinsequenz und Sinnmusteranalyse bewerkstelligen lassen, wie aber auch literarwissenschaftliche und kulturanthropologische Denkweisen und Methoden, wie etwa Bourdieus einzigartiges Verständnis der Analyse im Bild festgehaltener Einschreibung von Haltung und Bewegung, in der praktischen Durchführung nicht fehlen dürfen. Dem einen oder anderen Gutachter oder Leser dürften auch „Familienähnlichkeiten“ der hier vorgetragenen Überlegungen mit den Arbeiten von Maud Bodkin oder Kenneth Burke nicht entgangen sein. Und im Rahmen von Begriffs-Analysen sind weder die Lehren der Blumenberg'schen Metaphorologie noch Reinhard Koselleck's um die Geschichtlichkeit der Begriffe, die ja auch in andere Weise bei Foucault's „Übervater“ George Canguilhem hauptsächlich Thema sind, zu vergessen.

All dies soll und muss beachtet sein damit in Behandlung des schwierigen Themas des menschlichen Körpers, der ja ein biochemischer Organismus und zugleich in Gesellschaft und Kultur eingebettet ist, man nicht jenem Problem anheim fällt vor dem Barthes in seinem berühmtem Werk *Mythen des Alltags* (2003) gewarnt hat, nämlich das man Natur und Geschichte ständig verwechsle.

Aus der Bandbreite der hier aufgezeigten Methodendiskurse ergeben sich die Herangehensweisen an die einzelnen Objekte, bzw. die Tatsachen, für die Archäologie, deren Resultate dann in den genealogischen Zusammenhang eingereiht und überprüft werden müssen, damit die Konstruktionen, Bilder, und Techniken des Körpers des Amerika des 19. Jahrhunderts aus dem Archiv vor uns auftauchen und als Beleg der hier vorgetragenen Thesen gelten können.